

1 Interventionen

Ich möchte in und mit diesem Buch die recht grundsätzliche Frage stellen, ob und inwieweit es möglich ist, von gängigen Paradigmen wie „Philologie“ und „Literatur“ auf das Paradigma „Text“ umzustellen – und ich möchte darüber nachdenken, welche Folgen sich daraus ergeben. Eine solche Umstellung scheint mir schon deshalb nahezuliegen, weil die älteren Paradigmen nicht nur in die Jahre gekommen sind, sondern auch auf Voraussetzungen beruhen und mit Anschlusskonzepten einhergehen, die aus verschiedenen Gründen problematisch geworden sind. Um solche inzwischen problematischen Voraussetzungen und um Argumentationsstränge, die zur Routine geworden sind, um leerlaufende Begriffe und um mittlerweile unplausible disziplinäre Ein- und Ausschlüsse wird es in diesem Buch gehen.

Dass ich eine solche Frage stellen und eine kritische Perspektive einnehmen kann, ist keineswegs selbstverständlich, aber auch schon seit Längerem nicht mehr ungewöhnlich. Spätestens seit den 1960er-Jahren gehört es zum grundlegenden Repertoire universitärer Wissenschaftsdisziplinen, sich die eigene Geschichte zu vergegenwärtigen sowie die eigenen methodischen und epistemologischen Grundlagen zu reflektieren und gegebenenfalls neu zu justieren. Dementsprechend befindet sich auch die Disziplin, die ich – zumindest für den Moment – als Mittelaltergermanistik bezeichnen will, in einem beständigen Prozess der selbstreflexiven Diskussion und der disziplinären Rekonfiguration.

In der Öffentlichkeit werden solche selbstreflexiven Prozesse vor allem im diskursiven Modus der Krise sichtbar und die Krisen der Germanistik, die ausgerufen wurden, sind mittlerweile Legion. Dass dies aber überhaupt passiert, dass also überhaupt ein öffentlicher Diskurs geführt wird, ist bisher noch stets ein Zeichen dafür gewesen, dass der Germanistik der Status einer Leitdisziplin zukommt, die von vielen studiert und in der Öffentlichkeit breit wahrgenommen wird. Kritische Diskussionen über den Status der Germanistik, über Sinn und Funktion dieses Faches, werden oft unter dem Stichwort der „Krise“ geführt, finden noch immer auch außerhalb der Universitäten statt und in der Regel mit reger Beteiligung der universitären Vertreter*innen des Faches. Es ist deshalb schwer zu sagen, wann die auch öffentlich vernehmbare Selbstkritik tatsächlich Zeichen der immer wieder beschworenen Krise der Germanistik (gewesen) sein wird.

Einen solchen Krisendiskurs möchte ich allerdings gar nicht führen. Mir ist es mit diesem Buch darum zu tun, mich – als einen konkreten Akteur – innerhalb selbstreflexiver Diskussionen und disziplinärer Veränderungsprozesse zu positionieren. Schon seit Längerem frage ich mich nämlich, wie man die Mittelaltergermanistik als Forschungsgebiet aus unserer Gegenwart heraus denken und

konzipieren sollte, was man aus heutiger Sicht als bloßen Ballast abwerfen könnte und was man – hier und heute – neu oder erneut hinzunehmen müsste. Ich glaube, dass diese Fragen und die Folgerungen, die ich daraus ziehe, relevant und interessant genug sind, um zum Gegenstand eines Buchs zu werden.

Wenn ich frage, vor allem auch mich frage, wie man die Mittelaltergermanistik aus meiner Gegenwart heraus konzipieren sollte, dann ist mir durchaus bewusst, dass wir Vergangenheiten ohnehin immer von unserer jeweiligen Gegenwart her denken und konzipieren. Die Mittelaltergermanistik ist – will man es pointiert formulieren – mit der Gegenwart befasst, anhand und mittels älterer Texte. Das ist unvermeidbar und gilt auch dann, wenn dieser Gegenwartsbezug nicht ausdrücklich thematisiert wird oder auch überhaupt nicht thematisiert werden kann, weil nämlich die Denkvoraussetzungen der jeweiligen Gegenwart erst später – und also immer zu spät – sichtbar werden. Dieser nicht zu verhindernde Gegenwartsbezug einer jeden Beschäftigung mit der Vergangenheit dürfte mittlerweile, zumal innerhalb der seit dem späten 19. Jahrhundert so genannten Geisteswissenschaften, weitgehend unstrittig sein, auch wenn gerade in der deutschsprachigen Forschung immer noch gerne so getan wird, als könne man mit einer objektiven, zeitenthobenen Stimme über *die* Vergangenheit und deren Zeugnisse sprechen und schreiben, weil nämlich *die* Vergangenheit aus den „Quellen“ fließe.

Zu den Folgen des Einsatzes einer solchen Stimme, zugleich auch zu den Voraussetzungen ihrer Verwendung, zählt der weitgehende Verzicht auf das Personalpronomen der ersten Person Singular in wissenschaftlichen Texten insbesondere der deutschsprachigen Wissenschaftstradition. Damit geht ein Unbehagen der Autor*innen einher; ein Unbehagen, sich selbst ausdrücklich zu ihren Fragen und Herangehensweisen zu positionieren. Gerade aber wenn man aus der Beschäftigung mit der Geschichte der eigenen Disziplin weiß, wie viel von Traditionen, Wissenschaftsstrukturen und kulturellem Hintergrund abhängt, wird man die Ausstellung von Objektivität nicht nur kritisch, sondern auch mit einer gewissen Nervosität und einem gewissen Misstrauen betrachten. Und das zu Recht: Objektive Stimmen haben keine Körper, keine Karrieren, kein Begehren; Wissenschaftler*innen aber schon. Statt der Idee einer beobachterunabhängigen wissenschaftlichen Objektivität nachzuhängen, muss es darum gehen, denke ich, die eigene Verflechtung mit den Gegenständen des Interesses und mit den verwendeten Methoden, Theorien und Verfahren zu beschreiben. Wer will, kann dies anhand ethnologischer und kulturalanthropologischer Arbeiten lernen oder auch in Arbeiten der jüngeren Wissenschaftssoziologie sowie anhand von Büchern der englischsprachigen „Humanities“, wo die Selbstverortung der Schreibenden schon seit Längerem zum Standard gehört.

Ich möchte dieses Buch als Gelegenheit nutzen, meine Überlegungen zu dem Forschungsfeld, das sich mit „mittelalterlichen“ deutschsprachigen Texten befasst,

ausdrücklich und ausführlich zu formulieren und meinen Standort innerhalb dieses Forschungsfeldes auszuloten. Ein solches Forschungsfeld – eine mediävistische „Textwissenschaft“ – gibt es nicht als etablierte Disziplin und wird es vermutlich auch nie geben. Die disziplinäre Konfiguration derjenigen Fächer, die im späten 19. Jahrhundert begonnen haben, sich als Geisteswissenschaften zu verstehen, ist institutionell so fest gefügt und wirkt für viele so selbstverständlich, dass es schwerfällt, sich Alternativen zu überlegen – von der Umsetzung solcher Alternativen ganz zu schweigen.

Aber auch wenn es schwerfällt, sich Alternativen zur aktuellen disziplinären Situation zu überlegen, müssten wir, wie mir scheint, mehr über eine Entdisziplinierung der Universitäten nachdenken. Es ist schließlich keinesfalls gesagt, dass die „disziplinierte“ Universität (also eine nach Disziplinen sortierte Universität), wie sie sich im 19. Jahrhundert herausgebildet und im 20. Jahrhundert stabilisiert hat, das richtige Modell für das 21. Jahrhundert bietet. Universitäre Disziplinen errichten Grenzen, sorgen für klare Ein- und Ausschlüsse, tendieren dazu, möglichst autonome Institutionen zu schaffen. Was wir aber meines Erachtens bräuchten, sind fließendere Übergänge, durchlässigere Ränder, multiple Zugehörigkeiten, flexiblere Strukturen und temporäre Allianzen. Interdisziplinarität wäre dann keine Forderung mehr, sondern lediglich der Ausgangspunkt für eine strukturelle Reorganisation, die zur Folge hätte, dass man die Forderung nach Interdisziplinarität gar nicht mehr verstehen könnte, weil nämlich die Voraussetzungen für diese Forderung – eben die disziplinierte Universität – gar nicht mehr gegeben wären.

Auch derartige Überlegungen hinsichtlich einer Reorganisation der Universitäten in einer Zeit nach den Disziplinen, in einem postdisziplinären Zeitalter, bilden den Hintergrund für mein Nachdenken über eine Textwissenschaft. Dieser Begriff, der mir in letzter Zeit verschiedentlich begegnet ist – manchmal mehr, manchmal weniger programmatisch –, dient mir außerdem als Kontrastfolie zur eingeschliffenen Rede von „Literatur“ und zum gar nicht allzu alten Etikett einer „Literaturwissenschaft“. Ich denke, dass wir mit diesen Begriffen vorsichtig sein sollten, wenn wir über Texte aus der Zeit vor dem 18. Jahrhundert nachdenken, vorsichtiger, als wir dies in aller Regel sind. Auch sollten wir noch intensiver, als wir das sowieso schon getan haben, nach den Implikationen fragen, die eine Rede von „Literatur“ mit sich bringt, wenn von Texten vor der Neuzeit die Rede ist.

Das Etikett „Literatur“ führt eine schier unendliche und unüberblickbare Menge an Traditionszusammenhängen, Diskursen und Emotionen mit sich, die sich auch dann nicht so ohne Weiteres ignorieren und zur Seite schieben lassen, wenn man unter „Literatur“ in einem älteren, grundlegenden Wortsinn alles Geschriebene versteht. Abgesehen davon, dass die Mittelaltergermanistik zumindest seit der Wende zum 20. Jahrhundert unter Literatur gerade nicht (mehr) alles Geschriebene versteht, ändern derartige begriffliche Präzisierungen nichts an der Situation:

„Literatur“ ist und bleibt ein hochgradig besetzter Begriff – und das lässt sich nicht einfach wegdefinieren. Würde man heute vor der Aufgabe stehen, vor der die sich etablierende Germanistik des frühen 19. Jahrhunderts stand, vor der Aufgabe nämlich, mit der mittelalterlichen Überlieferung akademisch, mithin wissenschaftlich umzugehen, immer mit Rücksicht auf die jeweilige Gegenwart – ich glaube nicht, dass man zum Begriff der „Literatur“ greifen würde, um diese neue akademische Disziplin zu bezeichnen. Auch die frühen Germanisten des 19. Jahrhunderts kamen ja nicht auf diese Idee, sondern sprachen von Philologie und von einem „deutschen Altertum“. Zwar hat auch der Begriff des Textes seine Tücken, aber er lässt sich immerhin, denke ich, als allgemein verständlicher Oberbegriff verwenden, der auch das umfasst, was wir gewöhnlich und in der Regel ganz automatisch und selbstverständlich als „Literatur“ bezeichnen. Während nämlich mit „Literatur“ ein Ausschnitt des gesamten textuellen Feldes bezeichnet wird, meint „Text“, so wie ich den Begriff verstehe, den übergeordneten Phänomenbereich. Und von diesem übergeordneten Phänomenbereich möchte ich zuallererst ausgehen, bevor ich anfangs, einzelne Texte daraus zum Gegenstand der Beschäftigung zu erklären.

So gut es ging, habe ich in den folgenden Kapiteln meine kritischen Standortbestimmungen – also die Bestimmung *meines* Standorts – um möglichst konkrete Alternativen und Vorschläge ergänzt, auch um paradigmatische Lektüren und um Forderungen, die die Grenzen des etablierten Gebiets der Mittelaltergermanistik mitunter überschreiten. Meine Überlegungen und Vorschläge möchte ich als Interventionen verstanden wissen, so wie man im englischsprachigen Raum, zumal auch im akademischen Umfeld, von Interventionen spricht, wenn man gezielt in den zur Routine gewordenen („routinisierten“) Lauf der Dinge eingreift, um Veränderungen anzuregen und herbeizuführen. Die Spannweite meiner textwissenschaftlichen Interventionen umfasst textnahe Analysen, die hoffentlich ein wenig überraschend und vielleicht sogar innovativ sind, aber meine Interventionen umfassen auch Arbeit am disziplingeschichtlichen Gedächtnis und disziplingeschichtliche Rekonstruktionen grundlegender Begriffe. Dieses Buch ist deshalb keine Darstellung geworden, die einen einzelnen, konkreten Gegenstandsbereich umkreist und zu durchdringen versucht. Dennoch widerstrebt es mir, davon zu sprechen, dass es sich um „Studien“ handele oder dass „Aspekte“ oder „Überlegungen“ vorgestellt würden. Ich möchte die einzelnen Kapitel eher als Module verstehen, die zwar unterschiedliche Themen diskutieren und unterschiedliche Funktionen übernehmen, aber dennoch Teile *eines* Systems sind: eines Systems, das vor allem auch durchgehend auf dem postmodernen Anspruch und Ansporn beruht, konsequent konstruktivistisch zu denken, die Disziplingeschichte zu berücksichtigen, Binarismen zu hinterfragen sowie kulturwissenschaftlich informiert und gesellschaftlich engagiert zu sein.

Konstruktivistisch zu denken, das heißt, Was- durch Wie-Fragen zu ersetzen, anstelle des Seins das Werden zu betonen und über Geschichte und Geschichtlichkeit nachzudenken, statt über die Essenz, über das „Wesen“ der Dinge. Besonders wichtig ist mir deshalb, möglichst alle Begriffe und die hinter ihnen stehenden Konzepte und Theorien historisch zu denken. Bezeichnungen, etwa diejenige der „Literatur“, stehen immer im Zusammenhang mit je spezifischen Problemlagen, mit je verfügbaren Argumenten, mit Theorien und mit weiteren Begriffen; und da ich davon überzeugt bin, dass Begriffe von der Kultur ihrer Zeit geprägt sind, spiegeln sie dementsprechend auch das Begehren, die Ziele sowie die Ansichten derjenigen wider, die diese Begriffe benutzen. Einige der Überlegungen, die ich vorstellen werde, speisen sich aus dieser Überzeugung. Mir ist bewusst, dass ich damit – mit meiner historisch und disziplingeschichtlich orientierten Begriffskritik – auf Widerspruch stoßen mag, zumal es einer geruhssamen Kommunikation nicht gerade zuträglich ist, wenn etablierte Begriffe, überhaupt unsere historisch bedingte Terminologie, auf ihre Herkunft und Funktion, ihre Mängel und Alternativen hin befragt werden. Zugleich ist mir aber sehr bewusst, dass auch meine eigenen Argumente und Begriffe vorläufig sind und dieser historisch-kritischen Perspektive unterliegen, auf die ich Wert lege. Ich sehe allerdings nicht, dass man sich deshalb davon abbringen lassen müsste, radikal gegenwärtig sein zu wollen, also Wissenschaft zu betreiben aus dem – und für das – Hier und Jetzt.

Was mich indes angesichts der Zeitgebundenheit meiner eigenen Argumentationen tröstet (falls Trost denn überhaupt notwendig ist), ist eine Vorstellung, die wohl der Geschichtsphilosophie des 19. Jahrhunderts und nicht zuletzt Hegel geschuldet ist: die Vorstellung nämlich, dass die Dinge schon irgendwie vorangehen, dass die Argumente irgendwie besser, die Editionen angemessener, die Analysen dichter und die Lektüren mutiger werden – auch wenn dahinter wohl eher Paradigmenwechsel stehen und kein Weltgeist. Zwar fühle ich mich etwas unwohl bei einer solchen schon sehr abgehangenen Vorstellung von Fortschritt, aber ich ziehe einen solchen Fortschrittsglauben jeder unkritischen Bewahrung von Traditionsbeständen und jeder Form von Nostalgie allemal vor; und ich weiß wenig anzufangen mit denjenigen, die die Geschichte der Germanistik, oder wenigstens bestimmte Phasen dieser Geschichte, als Verfallsgeschichte erzählen oder sich nach vergangenen disziplinären Konstellationen zurücksehnen. Ich weiß damit schon deshalb wenig anzufangen, weil es mir in diesem Buch auch darum geht, zu zeigen, dass Forschungsdiskussionen einen historischen Ort haben, den man rekonstruieren kann und auch rekonstruieren sollte, weil man sich ansonsten in Diskussionen begibt, ohne deren Grundlage und Funktion zu reflektieren. Das aber kann dazu führen, dass Diskussionen nur noch um und in sich selber kreisen, weil Anlass und Funktion verschütt' gegangen sind. Das scheint mir tatsächlich ein Problem zu sein gerade in Zeiten einer wachsenden Zahl von Forscher*innen,

die unter erheblichem Publikationsdruck stehen und auch deshalb darum bemüht sind, etwas zu den „üblichen“ und „aktuellen“ Diskussionen zu sagen zu haben.

Damit soll natürlich nicht einer Ignoranz gegenüber früherer Forschung das Wort geredet werden. Immerhin sind die meisten Forderungen, die ich in diesem Buch vertreten, und viele der Kritikpunkte, die ich vorstellen werde, so oder so ähnlich bereits von anderen vertreten und präsentiert worden. Ich versuche vor allem, zielgerichtet zu kompilieren, zu verknüpfen und konsequent weiterzudenken. Auch ist mir sehr bewusst – und das ist auch eine der Beobachtungen, auf die ich meine Argumentation bauen werde –, dass die Germanistik ein weites Feld ist und eine komplexe akademische Institution mit unterschiedlichen Interessen, Arbeitsfeldern, Gegenstandsbereichen und Vorgehensweisen. Meine Sicht dieses Feldes ist notwendigerweise eingeschränkt und nicht immer treffen meine Beobachtungen und Beschreibungen auf jede und jeden zu. Manche Kolleg*innen werden sagen, dass das, was ich präsentiere, nicht neu sei und dass das, was ich vorschlage, so (oder so ähnlich) bereits betrieben werde. Und natürlich haben sie recht. Zugleich aber ist die Sache so einfach nicht. Nur weil jemand schon seit Längerem ein bestimmtes Thema bearbeitet oder eine bestimmte Vorgehensweise pflegt, heißt das noch lange nicht, dass hinter der gepflegten Praxis auch eine taugliche und überzeugende Theorie steht. Da ich an der Goethe-Universität in Frankfurt am Main studiert habe, bekanntlich einer jungen und theorieinteressierten Universität, überzeugt mich selbst eine funktionierende Praxis nur dann, wenn sie auch in der Theorie funktioniert.

Was nun die Germanistik als universitäre Disziplin anbelangt, so ist die Situation ja einigermaßen klar: Die Germanistik zerfällt, ganz so wie das alte Gallien, in drei Teile, in die ältere deutsche Literaturwissenschaft, in ihr neueres Pendant und in die Linguistik. Zumindest hat man mir das zu Beginn meines Studiums so erklärt. Doch auch wenn man mir damals diese Vielheit als Einheit präsentiert hat, war die Germanistik schon zu dieser Zeit, im Jahr 2002, nur noch eine begriffliche Hülle für einen damals und auch heute noch ziemlich erfolgreichen Studiengang, der von unterschiedlichen (also hinreichend voneinander abgegrenzten) Fächern „bespielt“ wird. Hinter diesem Studiengang standen drei sogenannte „Abteilungen“, von denen in Frankfurt eine Abteilung bald zu einem eigenen Institut gehören sollte. Ulrich Wyss, neben Andreas Kraß einer der beiden mittelaltergermanistischen Professoren, bei denen ich studieren durfte, hat darüber einmal einen Aufsatz geschrieben mit dem schönen Titel „Entphilologisierung. Aderlaß in der Mediävistik und Neubegründung durch den Auszug der Linguisten“. Er sieht die Situation entspannter als ich, der ich glaube, dass der Auszug der Linguistik wenigstens für die Germanistik in deutschsprachigen Ländern eine auch methodische Trennung markiert, die nicht überall so stark ausgeprägt sein mag wie in Frankfurt, die aber einschneidend war und ist – zumal hinzukommt, dass auch zwischen der

„neueren“ und der „älteren“ Abteilung nicht mehr allzu viel an Kommunikation und Austausch stattfindet.

Die einzelnen Bestandteile der Germanistik haben sich, um es systemtheoretisch zu formulieren, einigermaßen erfolgreich ausdifferenziert. Zwischendurch, und auch das gehört zur Ausdifferenzierung, war die Germanistik im Rahmen der allgemeinen Expansion deutschsprachiger Universitäten sogar noch produktiv bei der Etablierung neuer Studiengänge und Institute – und konnte sich auf diese Weise weitgehend davon entlasten, beispielsweise Medien-, Film- und Theaterwissenschaft zu unterrichten. Auch die Ausweitung der sogenannten Deutschdidaktik und das Studium von „Deutsch als Fremdsprache“, schließlich zum Teil auch die „allgemeine und vergleichende Literaturwissenschaft“ gehören disziplingeschichtlich zu den Ergebnissen der Ausdifferenzierung der Germanistik. Abgesehen wohl von der Deutschdidaktik handelt es sich freilich um eine kurze Phase produktiver disziplinärer Erweiterungen und Neugründungen im Zuge des Ausbaus der Universitäten; eines Ausbaus, der zumindest in den sogenannten Geisteswissenschaften zum Ende des 20. Jahrhunderts hin weitgehend zum Erliegen kam – beziehungsweise auf temporäre Forschungsförderung und Forschungsverbünde umgestellt wurde.

Die zunehmende Aufsplitterung und Auflösung der Germanistik ist freilich hinsichtlich des Studiengangs kein ernsthaftes Problem. Es spricht – zumal im gegenwärtigen System einer Binnendifferenzierung in Bachelor und Master – überhaupt nichts dagegen, vielmehr sogar vieles dafür, einen Studiengang von drei unterschiedlichen Disziplinen bespielen zu lassen, zumal dann, wenn dieser Studiengang sehr erfolgreich ist. Allerdings wäre es für alle Beteiligten wohl besser, eine solche Organisation offenzulegen, anstatt mit nicht unerheblicher Anstrengung und nicht zuletzt wohl auch aus Gewohnheit die Illusion einer Einheit der Germanistik aufrechtzuerhalten.

Mit einer solchen Offenlegung sind allerdings nicht alle Probleme gelöst, zumal die Aufsplitterung in einander fremd gewordene Abteilungen auch innerhalb dieser Abteilungen mit gewissen Identitätsproblemen einhergehen kann. Was jedenfalls mich anbelangt, meine Standortbestimmung, so bin ich einigermaßen verwirrt. Bin ich Altgermanist? Gehöre ich zur „älteren deutschen Literaturwissenschaft“? Oder bin ich Philologe und dann vielleicht ein Teil der „älteren deutschen Philologie“? Vielleicht bin ich aber auch „Mittelaltergermanist“ oder „germanistischer Mediävist“. So ganz klar ist mir das schon seit einiger Zeit nicht mehr.

Die Bezeichnungen „Altgermanist“ und „Altgermanistik“ sind mir aus meinem Studium sehr vertraut. Für jemanden, der bewusst Germanistik studieren wollte, weil er sich für Literatur, Sprache und ganz grundsätzlich für Textualität interessiert (auch wenn ich diesen Begriff vor meinem Studium natürlich nicht verwendet hätte), ist es schließlich kein Problem, dass ein Teilbereich der Ger-

manistik auch das Wort „Germanistik“ im Namen trägt. Und da ich ja zu Beginn des Studiums gelernt hatte, dass „die Germanistik“ aus drei Teilen besteht, war leicht einzusehen, dass sich einer der beiden literaturwissenschaftlichen Teile auf ältere und der andere auf neuere Literatur bezieht (auch wenn mich später, als ich zum ersten Mal davon hörte, die Idee einer „mittleren“ Literaturwissenschaft dann doch ein wenig verunsichert hat). Dass man, wie manche meinen, das „Alt“ in „Altgermanistik“ abwertend verstehen könnte, dass die Altgermanistik mithin etwas Überholtes und Veraltetes sei, diese Assoziation will mir noch heute nicht so recht einleuchten.

Aber auch die Bezeichnung „ältere deutsche Literaturwissenschaft“ ist mir noch aus dem Studium gut vertraut. Bei dieser Formulierung, bei der die ethnische Bezeichnung („germanisch“) durch einen Nationalitätsmarker („deutsch“) abgelöst wird, liegt es meiner Meinung nach schon etwas näher, an etwas Altes und dann vielleicht auch Überholtes zu denken, wobei allerdings durch diese Formulierung die Betrachtungsperspektive mit den betrachteten Objekten vermischt wird, denn „älter“ sind ja die betrachteten Texte, nicht die Wissenschaft, mit deren Hilfe die Texte betrachtet werden. Abgesehen davon ist bei dieser Begriffsprägung vor allem die Formulierung „Literaturwissenschaft“ interessant, worin sich ein Wissenschaftsanspruch mit dem wirkmächtigen Konzept der „Literatur“ verbindet.

Von der (älteren deutschen) Literaturwissenschaft führt kein Weg mehr zur Germanistik zurück. Die jüngere Begriffsprägung ist einfach mit zu vielen Veränderungen zu eng verknüpft, die sich seit dem späten 19. Jahrhundert vollzogen haben, als dass man einfach wieder auf das ältere Modell umstellen könnte: Der Nationalitätsmarker reagiert auf den Aufstieg und die wechselseitige Abgrenzung der Staaten; der Literaturbegriff reagiert auf textuelle Innovationen, die sich im Laufe des 19. Jahrhunderts durchgesetzt hatten; und der Wissenschaftsbegriff reagiert auf die Ausdifferenzierung und Konkurrenz von Natur- und Geisteswissenschaften – eine binäre Opposition, die vom Ende des 19. Jahrhunderts an relevant ist.

Erst seit dem Ende des 20. Jahrhunderts werden Alternativen zu diesen Entwicklungen sichtbar. Staatenverbünde wie die Europäische Union und ganz allgemein die sogenannte Globalisierung schwächen das nationale Staatenmodell; ein klar gegliedertes soziales Feld der Literatur wird durch den Verlust des Druckprivilegs im Zuge der Digitalisierung und durch den Verlust verschiedener Kontrollinstanzen (vor allem Verlage, Zeitungen und Zeitschriften) zersplittert; die binäre Opposition von Natur- und Geisteswissenschaften verliert zunehmend an Erklärungswert und die Kulturwissenschaften öffnen den Raum für Hybriditäten, Überkreuzungen, Unbestimmtheiten, Zirkulationen; und die zukünftige Rolle der noch jungen „Digital Humanities“ dürfte bis auf Weiteres unklar bleiben. All diese und weitere sozio-kulturelle Verschiebungen sind, wie mir scheint, ein guter Anlass, um nach den Potenzialen einer (mediävistischen) Textwissenschaft zu fragen, die eben keine

ältere deutsche Literaturwissenschaft mehr sein muss und die dann auch nicht mehr zuerst einen Ausschnitt des textuellen Feldes zu ihrem Gegenstand macht, sondern vom gesamten textuellen Feld ausgeht, um sich dann erst zu überlegen, welche Textensembles der Untersuchung wert sind.

Während meines Studiums hatte ich noch einfach akzeptiert, dass es mehrere Bezeichnungen für den zeitlich früheren Teil der Germanistik gibt; Bezeichnungen, von denen ich annahm, dass sie sich auf das Gleiche bezögen. Mittlerweile indes glaube ich, dass das so einfach nicht ist. Die Begriffe einfach nebeneinander zu verwenden, und genau dies tut man ja, mag für Pragmatismus sprechen, für institutionelle Kontinuität, auch für eine gewisse Breite der Vorgehensweisen; ein solches Nebeneinander von Begriffen lässt sich jedoch auch als ein unbearbeitetes und deshalb auch unbewältigtes Problem verstehen, ein Problem, das dann andernorts zum Vorschein kommt, etwa hinsichtlich der schwierigen Frage nach dem gesellschaftlichen Ort einer Germanistik beziehungsweise Literaturwissenschaft beziehungsweise Philologie.

Als Philologe habe ich mich allerdings nie verstanden. Massiv, emphatisch und regelmäßig wurde ich mit dem Begriff der Philologie erst an der Universität Heidelberg konfrontiert, wo er aus verschiedenen Gründen institutionell noch immer sehr präsent ist und wo seine Relevanz deutlich wahrnehmbar behauptet wird. Präsent ist der Begriff in Heidelberg, weil es zahlreiche Personen gibt, die sich emphatisch als Philolog*innen verstehen und einiges an Anstrengung unternehmen, um den Begriff zu erhalten, zu aktualisieren und wirksam zu positionieren. Daran ist natürlich auch gar nichts auszusetzen, zumal der Begriff der Philologie über die Aura von Tradition verfügt und über den Vorteil einer sehr grundsätzlichen Gegenstandsbestimmung. Wer für Wörter im Allgemeinen zuständig ist, ist eben auch für Geschriebenes im Allgemeinen zuständig. Zugleich aber ist der Begriff auch als Kampfbegriff in Stellung gebracht worden, gegen den Poststrukturalismus, gegen die Kulturwissenschaft(en) – gegen alles, was angeblich textfremd und also philologisch irrelevant sei. Schon deshalb – noch vor Fragen von Habitus und Haltung – kann und will ich mich nicht als Philologe verstehen und positionieren. Eher schon bin ich Mediävist.

Dass ich mich als Germanist der Gruppe der Mediävist*innen mehr zugehörig fühlen könnte als der Gruppe der Germanist*innen oder Literaturwissenschaftler*innen, habe ich allerdings auch erst spät gelernt. Da es während meiner Studienzeit keine an den Universitäten institutionalisierte Mediävistik gab (und auch heute noch – trotz einzelner Masterstudiengänge – nicht gibt), habe ich dieses Feld nie als eine Disziplin verstanden, sondern eher als einen schwer überschaubaren Flickenteppich. Mich hat das lange nicht weiter gestört, zumal ich mit einer Arbeit zum späten 16. Jahrhundert promoviert wurde und mich deshalb von dem Begriff der Mediävistik ohnehin nicht umfassend angesprochen fühle. Eine ältere

deutsche Literaturwissenschaft war und ist eben nicht deckungsgleich mit einer allgemeinen Mediävistik, was auch immer das sein könnte: Der Gegenstandsbe-
reich der älteren deutschen Literaturwissenschaft beginnt gegenüber der üblichen
Einteilung in Großepochen verspätet, nämlich erst im 8. Jahrhundert – und ragt
dann auch noch über das Mittelalter hinaus. Insofern bin ich *auch* Mediävist, aber
eben nicht nur.

Gerade hinsichtlich der Zusammenarbeit mit anderen Fächern, etwa mit der
Geschichtswissenschaft oder auch mit Anglistik, Romanistik und anderen „Ge-
bietswissenschaften“ (wobei sich diese Fächer so freilich selbst nicht nennen),
kann ich mich durchaus als Mediävist fühlen; und wenn es im institutionellen
und politischen Raum um Allianzen geht, mag die Idee einer Mediävistik als Fä-
cherverbindung sehr reizvoll und wichtig sein. In der Praxis wird eine solche
Zusammengehörigkeit aber meist nur behauptet. Man ist dann eben doch zum
Beispiel „germanistischer Mediävist“ oder „romanistische Mediävistin“ und so
zeigt sich, dass es eine Mediävistik immer noch nur mit disziplinärem Adjektiv
gibt. Das gilt dann auch für die Übersetzung des Begriffs „germanistische Medi-
ävistik“ in Form von „Mittelaltergermanistik“; eine Übersetzung, die mir zuerst in
Heidelberg und also erst in jüngerer Zeit begegnet ist. Auch dieses Wort löst keine
Probleme, hat aber immerhin den Vorteil, sehr kompakt und auch außerhalb der
akademischen Sphäre einigermaßen verständlich zu sein.

Nun einmal probierhalber von einer Textwissenschaft auszugehen, stellt auch
einen Versuch dar, eine alternative Selbstbezeichnung auszuprobieren, die nicht
auf das Konzept einer (erst spät so genannten) „Nationalphilologie“ zurückgreift,
auch nicht auf die Konzepte von Philologie und Literaturwissenschaft, sondern –
mithilfe des Textbegriffs – auf einen Objektbereich: Es geht mir dabei, so lässt sich
vielleicht vorläufig formulieren, um die Erschließung, Tradierung und Vermittlung
der *textförmigen* Überlieferung.

Zwar dürfte auch der Textbegriff, wie er seit den 1960er-Jahren konzeptionali-
siert wurde, keine perfekte Wahl sein, um das Forschungsfeld zu beschreiben, das
mir vorschwebt; aber von allen Begriffen, die zur Verfügung stehen, scheint mir
dieser am wenigsten problematisch zu sein. Zugleich ist dieses Buch jedoch auch
fest in der Geschichte der Germanistik verankert, weil es seine Fragen und Aufga-
ben aus dieser Geschichte bezieht, ohne doch den Anspruch zu erheben, mit den
Antworten stets innerhalb des disziplinären Rahmens zu verbleiben. Ich nenne ein
solches Vorgehen „transdisziplinär“, weil etablierte disziplinäre Grenzen als verän-
derbare Setzungen verstanden werden und deshalb überschritten werden können.
In diesem Sinne ist Transdisziplinarität auch ein Gegenentwurf zur allgegenwärtigen
Rede von Interdisziplinarität. Das Konzept der Interdisziplinarität nämlich
stabilisiert Disziplinen, weil es sie zur Voraussetzung von Zusammenarbeit macht.

Wenn ich von Textwissenschaft spreche, dann ist freilich auch der zweite Begriffsteil, der Begriff der „Wissenschaft“, nicht unproblematisch und ich blicke mit einem gewissen Neid auf die englische Sprache, die schlicht und einfach von „Studies“ spricht, wenn eine Form akademischer Forschung gemeint ist, für die im Deutschen nur das vieldeutige Wort „Wissenschaft“ zur Verfügung steht. Weder „Studien“ noch „Forschung“ können im Deutschen den Anspruch zum Ausdruck bringen, der mit dem Begriff der Wissenschaft verbunden ist. Wenn ich von Wissenschaft spreche, möchte ich damit allerdings nicht den Anspruch auf allgemeine, grundsätzliche und überprüfbare Weiterklärung erheben. Wissenschaft meint, in meinem Sinne, vor allem eine akademische Verankerung, meint etablierte und stets kritisch überprüfbare akademische Anforderungen und Praktiken – eben das, was das englische „Studies“ meint.

Die Auswahl der Themen, die ich in diesem Buch unter dem Etikett der Textwissenschaft diskutiere, hat einiges zu tun mit den Fragen, Theorien und Texten, mit denen ich in den letzten Jahren konfrontiert wurde und auf die ich gestoßen bin. Auf einige der Fragen glaubte ich Antworten zu haben, die ich nun, im Prozess des Schreibens und Argumentierens, überprüfen konnte. Andere Fragen haben sich überhaupt erst im Laufe des Schreibens und Nachdenkens konkretisiert. Einige der Theorien und Gegenstandsbereiche, mit denen ich hier umgehe, entstammen – einmal mehr, einmal weniger direkt – dem Heidelberger Sonderforschungsbereich 933 („Materiale Textkulturen. Materialität und Präsenz des Geschriebenen in non-typographischen Gesellschaften“), der ab dem Jahr 2013 meine akademische Heimat war.

Durch diesen Sonderforschungsbereich wurde meine Aufmerksamkeit auf Dinge und ihre Materialität gelenkt, auf erzählte Schriftlichkeit, zumal auf Inschriftlichkeit, und auf rezente und disziplinübergreifende Diskussionen rund um die Materialität von Geschriebenem. Auch der Begriff der Textwissenschaft ist mir in diesem Zusammenhang erstmals besonders aufgefallen, als ein Begriff nämlich, der die interdisziplinäre Erforschung schrifttragender Artefakte vergangener Gesellschaften bezeichnen kann und soll; und damit eine Aufgabe, die insofern nicht disziplinspezifisch ist, als sie für diesen Sonderforschungsbereich quasi erfunden wurde. Gerade weil dieser Begriff etwas Neues bezeichnen sollte, war er für mich der Anstoß, mich zu fragen, was und wie eine Textwissenschaft sein könnte, die sich mit älteren schrifttragenden Artefakten des deutschsprachigen Raums beschäftigt, ohne gleich all den Weichenstellungen zu folgen, die seit rund zweihundert Jahren den richtigen, den methodischen Weg zum Ziel festlegen.

Ein zweiter Begriff, der aus dem Sonderforschungsbereich 933 stammt und der im Folgenden nicht ganz unwichtig ist, ist der Begriff der Textkultur(en). Gemeint sind damit keine abgeschlossenen Räume; gemeint ist auch nicht eine Differenzierung zwischen (hoher) Kultur und dem Rest; gedacht ist daran, auf breiter

Basis und mit ausgedehntem begrifflichem Inventar zu beschreiben, was zu einer bestimmten Zeit und in einer bestimmten Gegend der Welt mit schrifttragenden Artefakten getan wurde – und auf welche Weise, zu welchem Zweck und mit welchem Ergebnis. Von Textkultur(en) zu sprechen, ist deshalb immer auch eine Möglichkeit, den routinisierten Perspektiven auf Geschriebenes zu entgehen, die wir seit der Etablierung einer Druckkultur, seit der Etablierung einer allgemeinen Schulpflicht und seit der Ausweitung medialer Übermittlungsformen einüben. Geschriebenes ist mehr als nur Gegenstand von Lektüre; Geschriebenes ist mehr als ein Medium von Sinn; und spätestens seit Jacques Derrida ist klar: Geschriebenes ist mehr als ein Ersatz für die Stimme.

Die Texte, die ich in diesem Buch diskutiere, gehören teilweise zum Kanon (*Nibelungenlied*, Lyrik der „Manessischen Liederhandschrift“, Wolframs *Parzival*), stehen teilweise aber auch zwischen akademischen Disziplinen (*Die Kreuzfahrt Landgraf Ludwigs des Frommen*). Anhand der kanonischen Texte entwickle ich Lektüren, die mit einiger Konsequenz Erkenntnisse ernst nehmen, wie sie sich in den vergangenen rund 30 Jahren mehr und mehr durchgesetzt haben, ohne jedoch immer auch zu konsequenten Veränderungen der Forschung zu führen. Das betrifft insbesondere eine Neuausrichtung der Perspektive auf die Textkultur des Mittelalters, auf Phänomene der *mouvance* und *variance* – also der Beweglichkeit und Veränderlichkeit von Texten in einer Handschriftenkultur –, die zur Grundlage für das geworden sind, was man als „New Philology“ und „Material Philology“ bezeichnet hat. Bei den Texten, die zwischen akademischen Disziplinen stehen, interessiert mich genau dieses „Dazwischen“ und damit auch die Geschichte und die Mechanismen solcher disziplinärer Abgrenzungen.

Nicht zuletzt deshalb habe ich mich bemüht, in diesem Buch eine disziplinengeschichtliche Perspektive präsent zu halten. Die Germanistik – und also auch und zuerst die akademische Beschäftigung mit deutschsprachigen Texten des sogenannten Mittelalters – ist eine Innovation des frühen 19. Jahrhunderts, die wesentlich geprägt ist durch den Nationalismus, durch die Editionsphilologie und die kulturelle Bewegung der Romantik, durch die sogenannte Weimarer Klassik, durch den beginnenden Positivismus und überhaupt durch die philologische Tradition. All diese und weitere konstitutive und mitunter sehr beharrliche Grundlagen der Germanistik sind im Laufe von rund 200 Jahren analysiert, kritisiert, reformuliert und weiterentwickelt worden. Auf diese bereits geleistete Arbeit an und im disziplinären Feld bauen meine Überlegungen auf. Zugleich aber zielt mein Nachdenken darauf ab, an der einen oder anderen Stelle über die bisherige Diskussion hinauszugelangen, neue Vorschläge zu erarbeiten und Lektüren zu erproben, die neuartig sind und klare Konsequenzen ziehen aus jüngeren Diskussionen und Theorien.

Bevor ich nun aber dies alles in Angriff nehme, möchte ich noch ein zweites Mal beginnen, diesmal mit einem Ausschnitt aus dem im Jahr 2016 eingereichten

Exposé, das am Anfang dieses Buchs stand. In diesem Exposé habe ich versucht, einige der Themen und Fragen vor Augen zu stellen, die sich in den Kapiteln dieses Buchs wiederfinden, und ich habe diese Themen innerhalb des wissenschaftlichen Feldes verortet. Auch wenn es nicht alle Fragestellungen und Themenbereiche des Exposés letztlich in das fertige Buch geschafft haben und also noch einiges zu tun bleibt, kann und soll dieser Text zeigen und dokumentieren, von welchem Punkt aus ich die Überlegungen begonnen habe, die zu diesem Buch führten. Auf diese Weise möchte ich auch den Arbeits- und Denkprozess sichtbar machen, der im Fall einer Qualifikationsschrift in der Regel eben mit einem Exposé beginnt und über verschiedene Stufen dann zur Veröffentlichung führt (beziehungsweise, im Fall von Habilitationsschriften, führen kann). Zwar bemüht man sich bei Büchern normalerweise darum, Brüche und Inkonsistenzen zu verbergen, die im Rahmen der Arbeit am Buch entstanden sind; gerade aber Exposés eignen sich eigentlich sehr gut, um geradezu im Vorher/Nachher-Vergleich signifikante Veränderungen der Ideen, Thesen und Gegenstände zu markieren. Nicht alle Brüche und Inkonsistenzen sind uninteressant; aus manchen lässt sich durchaus lernen.

Im Gegensatz zu einer persönlichen Positionierung zum Forschungsgegenstand, die ich bewusst an den Anfang gestellt habe, geht es nun um deren wissenschaftliches Pendant. Ich beginne also noch einmal von vorne, nun aber mit Fußnoten und nicht mit der ersten Person Singular, sondern – so wie es sich gehört – in dritter Person.

Es gibt keine Kunst vor der Erfindung der Kunst und keine Literatur vor der Erfindung der Literatur.¹ Was aber gab es, bevor seit dem 18. Jahrhundert die Dispositive und Diskurse des Literarischen mehr und mehr hegemonial wurden?² Es gab Schrift, Schriftsysteme, Geschriebenes, schrifttragende Materialien, ver-

¹ Zu Ersterem siehe Belting 1991. Beltings Monografie ist auch eine Grundlage für Christian Kienings Nachdenken über „Texte vor dem Zeitalter der Literatur“ (Kiening 2003, insbesondere S. 24 ff.). Grundlegende Erläuterungen Beltings finden sich auch in Belting 1995. Ursula Peters ist einmal mehr der Meinung, dass es das alles nicht braucht (Peters 2007). Zum Literaturbegriff vergleiche man Winko, Jannidis und Lauer 2009; Altgermanist*innen sind in diesem dicken Sammelband bedauerlicherweise nicht vertreten. Speziell zur Geschichte des Literaturbegriffs siehe Rosenberg 1990.

² Man vergleiche etwa Foucault 2000. Aufschluss- und hilfreich sind außerdem Arbeiten wie diejenige von Bernhard Siegert, der die Herausbildung „der Literatur“ auf Grundlage „der Post“ beschreibt (Siegert 1993), oder auch die Bücher von Frauke Berndt (Berndt 2011) und Ingo Stöckmann (Stöckmann 2001), die die Schwelle um 1750 in den Blick nehmen.

textete Narrative, Institutionen der Produktion, Distribution³ und Rezeption von Geschriebenem und es gab Akteure, die auf verschiedene Art und Weise an dem partizipierten, was im Folgenden als „Textkultur“⁴ firmiert – wobei der Singular nicht darüber hinwegtäuschen sollte, dass die Vorstellung „einer“ Kultur eine vereinfachende und manchmal allzu bequeme Abstraktion ist. Hinter „der“ Kultur lauern Transformationen, Differenzen, Traditionen und komplexe Verhandlungen⁵ – und aus dem Gewirr der heute noch material fassbaren Textpraktiken dürften sich einige dieser „Textkulturen“ beschreiben lassen. Mehr als eine solche Beschreibung muss auch gar nicht sein (und kann vielleicht auch gar nicht sein), weil es nicht darum gehen sollte, hermeneutischen Vorgaben mit einem hermeneutischen Anspruch zu begegnen: Beschreiben heißt eben nicht „verstehen“. Auch eine systematische Analyse im Sinne des Strukturalismus sollte man nicht erwarten, weil es bei der beschreibenden Beobachtung der Textkultur, von der hier die Rede ist, nicht um eine logische oder chemische Zergliederung geht, sondern um einen Nachvollzug von Bewegungen, Verbindungen, Verknüpfungen, Überlagerungen und Verdichtungen. Es geht – man denke hier an Bruno Latour –⁶ um eine netzwerkartige Beobachtung, die von irgendeinem Punkt ausgeht und dann interessiert und geradezu neugierig zusieht, wohin man von diesem Punkt aus kommt. Der Gegenstandsbereich der vorliegenden Beobachtungen sind deutschsprachige Texte von der Mitte des 8. Jahrhunderts bis zur massiven Ausweitung von Schriftlichkeit und der etwa gleichzeitigen Erfindung einer elaborierten Prosa in den Jahren um und nach 1400 (damit also endet der Untersuchungszeitraum vor der hinreichend diskutierten „Schwelle“ der Etablierung des Drucks mit beweglichen Lettern). Von „Texten“ ist die Rede, weil der Begriff schon etymologisch die Verknüpftheit zum Ausdruck bringt, um die es mir zu tun ist.⁷ Außerdem sollen mithilfe des Begriffs Diskussionen des späten 20. Jahrhunderts aufgegriffen und fortgeführt werden – hat doch der Textbegriff gerade in den Theorien des Poststrukturalismus und der Postmoderne einen Aufschwung erfahren, der dazu geführt hat, dass der Begriff heute in aller Munde ist, eben weil man nicht so recht weiß, was genau damit eigentlich gemeint ist. Gerade zum Scheitern verurteilte

3 Dazu gehören etwa auch Bücherregale: Petroski 2000.

4 Zum Begriff siehe Ott und Ast 2015.

5 Zum Begriff der „Verhandlung“ sind zuvorderst die Beiträge Stephen Greenblatts zu konsultieren, beispielsweise Greenblatt 1993.

6 Dazu beispielsweise Latour 1998.

7 Zu Begriff und Geschichte von „Text“ siehe etwa Scherner 1996; Knobloch 2005; Knobloch 1990; Kuchenbuch und Kleine 2006; Kammer und Lüdeke 2005b. Durchaus interessant, in diesem Zusammenhang aber weniger hilfreich ist Morenz und Schorch 2007. Aus mediävistischer Perspektive zu berücksichtigen ist Dicke, Eikermann und Hasebrink 2006.

Definitionsversuche wie derjenige des Linguisten Konrad Ehlich⁸ (der ganz fonozentristisch die Mündlichkeit gegenüber der Schriftlichkeit privilegiert)⁹ zeigen, dass die Unbestimmtheit vielleicht zu den wichtigsten Qualitäten des Begriffs gehört und dass die „substanzielle Unbestimmbarkeit ja nicht ein Manko ist, sondern im Gegenteil die Bedingung der Brauchbarkeit des Ausdrucks“.¹⁰ Hinzu kommt schließlich – und dies nicht zuletzt – die schon seit dem Poststrukturalismus erprobte Möglichkeit und Chance, den Textbegriff gegen den Literaturbegriff in Stellung zu bringen, denn: Vor der Literatur gab es Texte, aber Literatur, die gab es nicht. Kann man dies plausibel machen – und dies scheint mir möglich zu sein –, dann lässt sich auch darüber nachdenken, wie eine „Textwissenschaft“ aussehen könnte;¹¹ eine Wissenschaft, die es nie gegeben hat, weil und obwohl die Germanistik im frühen 19. Jahrhundert zur Disziplin und damit auch zur Institution wurde –¹² und obendrein zu einer überaus erfolgreichen Institution, die wegzudenken schwerfällt. Eine Textwissenschaft hat es nie gegeben, *weil* die Germanistik innerhalb genau der historischen Konstellation institutionalisiert wurde, in der auch Literatur (als soziales System) sich fest etablieren konnte. Nach Goethe und Schiller sind Textkulturen immer aufgeteilt in „Literatur“ und „den Rest“ – und Ersteres wird gegenüber Letzterem privilegiert. Eine historische Textwissenschaft hat es aber auch nie gegeben, *obwohl* im frühen 19. Jahrhundert Begriffe und Konzepte zuhauf vorhanden waren, auf deren Grundlage man eine solche Wissenschaft hätte errichten können. Dies gilt etwa für das Modell eines „deutschen Altertums“; ein Modell, das deutlich sichtbar nach dem Muster der um 1800 eben erst institutionalisierten Altertumswissenschaft entworfen wurde. Ein deutsches Altertum ist mehr und etwas anderes als Literatur, nämlich ein schwer zu kontrollierendes Untersuchungsobjekt, das außer einer Begrenzung auf einen Sprachraum und einen Zeitabschnitt zumindest in einem ersten Schritt nicht weiter eingegrenzt ist. Dass sich in der Praxis dann schnell Schwerpunkte herauskristallisieren, muss nicht weiter erklärt werden; dass man allerdings das Modell, wie es scheint, einfach ohne weitere Diskussion ad acta legt, das hätte nun nicht unbedingt sein müssen – lässt sich aber natürlich rückblickend beschreiben (und damit auch, sofern man Beschreibungen für Erklärungen hält,

⁸ Man vergleiche etwa Ehlich 1994.

⁹ Derrida 1983 und außerdem Feldbusch 1985.

¹⁰ So Peter Strohschneider zum Kulturbegriff: Strohschneider 2005, S. 502 – mit Verweis auf Baecker 2001.

¹¹ Das ZfdPh-Sonderheft 116 (Tervooren und H. Wenzel 1997) trägt zwar „Textwissenschaft“ im Titel, befasst sich jedoch ausschließlich mit der sogenannten „New Philology“.

¹² Zur Disziplingeschichte der Germanistik siehe insbesondere Weimar 2003 und außerdem Fohrmann und Voßkamp 1994.

erklären).¹³ Auch die ja durchaus vorhandenen Alternativen zum Editionsmodell Karl Lachmanns (das mit dem Anspruch einer disziplinierten Einfühlung in den Autor ja weit mehr war als nur ein Editionsmodell)¹⁴ hätten nicht unbedingt mit einer derartigen Bestimmtheit und Wirksamkeit in der Versenkung verschwinden müssen, um erst in den 1980ern und 90ern im Zuge der „New Philology“¹⁵ und deren Handschriftennähe wieder hörbar und unüberhörbar diskutiert zu werden. Auch dies lässt sich natürlich beschreiben und das Schwierige dabei ist, dass dann wohl deutlich würde, dass Lachmanns Erfolg für den Erfolg der Germanistik als institutionalisierte Disziplin grundlegend war, hat er doch mit seinem Editions-konzept dafür gesorgt, dass die Zeitgenossen das bekommen haben, was sie erwartet hatten, nämlich Ausgaben mittelalterlicher Werke, die so aussehen, wie man es von gedruckten Ausgaben gewohnt war. Freilich ist dem größten Rivalen Lachmanns, Friedrich Heinrich von der Hagen, damit nicht geholfen. Auch die Wörterbuchprojekte eines Benecke, Lexer, Schmeller und der Grimms waren Teil der Lösung *und* Teil des Problems, denn nach ihnen kam – lange nichts. Während andere Nationalphilologien kontinuierlich an ihren Wörterbüchern arbeiten,¹⁶ hat es die Germanistik gerade einmal mit letzter Kraft geschafft, das Wörterbuch der Brüder Grimm fertigzustellen. Damit, also mit diesen lange unangefochtenen Forschungsdenkmälern, ließ sich das Fach stabilisieren – und das hat Vorteile –, aber eine solche Stabilität kann leicht in Erstarrung umschlagen. Dass wir noch heute den *Parzival* nach Lachmann (und also unkommentiert und mit ungenießbarem Apparat) sowie mithilfe von Lexer lesen, ist eigentlich niemandem ernstlich begreifbar zu machen, der oder die sich nicht bereits daran gewöhnt hat. Was also tun? Für den Moment schweben mir sieben Arbeitsfelder vor:

1. Die Geschichte des Textes vor dem Zeitalter der Literatur

Im Anschluss an Hans Belting und dessen Geschichte des Bildes vor dem Zeitalter der Kunst ließe sich versuchen, eine Geschichte des Textes vor dem

¹³ „Die Erklärung erscheint“, so hat es Bruno Latour einmal formuliert, „sobald die Beschreibung gesättigt ist“ (Latour 2006, S. 396). Hinter der Unterscheidung von Erklären und Beschreiben lauert auch die (hermeneutische) Diskussion der Binarität von Verstehen und Erklären, etwa bei Wilhelm Dilthey – das muss hier aber nicht weiter interessieren.

¹⁴ Zu Lachmann siehe Weigel 1989.

¹⁵ Grundlegend zur „New Philology“ ist das berühmte Speculum-Heft: Nichols 1990. Siehe dazu auch Tervooren und H. Wenzel 1997.

¹⁶ Das gilt etwa für die Romanistik, die gerade für das Mittelalter über eine lange und kontinuierliche lexikografische Tradition verfügt.

Zeitalter der Literatur zu schreiben.¹⁷ Zwar sind nicht alle Probleme, vor die Belting sich gestellt sieht, auf eine historische Textwissenschaft übertragbar, aber das Grundproblem ist ungefähr das gleiche – und eine historische Textwissenschaft kann und soll in meinen Augen durchaus das sein, was eine Bildwissenschaft für die Kunstgeschichte sein kann und soll, nämlich eine Abkehr von einem (via Kanonmodellen abgesicherten) Gegenstandsbereich und eine Hinwendung zum grundsätzlichen Phänomenbereich. Hinzu kommt, dass Beltings Überlegungen ein hohes Provokationspotenzial entfalteten, das sich in zahlreichen Stellungnahmen und Reaktionen äußerte. Auch von dieser Folgediskussion ließe sich sicherlich lernen.

Vor allem scheint mir in diesem Zusammenhang wichtig zu sein, „Literatur“ nicht als einen gegebenen Phänomenbereich zu betrachten, also „Literarität nicht als Axiom, sondern als offenes Problem zu begreifen“.¹⁸ Wichtig für die Textkultur weit vor dem 18. Jahrhundert ist etwa auch die Erfindung der Textlektüre als „Freizeitbeschäftigung“, die Etablierung einer textuellen Konkurrenz zur Textkultur des Klerus, das Experimentieren mit der narrativen Produktion von Realitätseffekten oder auch die Etablierung eines nichtnormativen Redens über ethische Fragen im Rahmen der Liebeslyrik. Zu suchen sind derartige und weitere neue Perspektiven, um ausgeblendete Bereiche der mittelalterlichen Textkultur sichtbar werden zu lassen.

2. Eine radikale Ausweitung des Phänomenbereichs

Der zu untersuchende Phänomenbereich ist systematisch und/oder radikal auszuweiten – womit man auf zwei Herausforderungen stoßen dürfte: Zum einen hat die „Altgermanistik“ (auch aus Gründen, die ich bereits erwähnt habe) insbesondere für die Phase des Althochdeutschen immer schon vieles beachtet, was sich unter „Literatur“ schlechterdings nicht subsumieren lässt. Auf diese Forschungstradition ist (kritisch) aufzubauen –¹⁹ und es wird genau zu beobachten sein, inwiefern die Untersuchungen zu „nichtliterarischen“ althochdeutschen Texten nicht doch auf die eine oder andere Art und Weise durch literaturwissenschaftliche Frage- und Problemstellungen geprägt waren und vielleicht noch sind. Zum anderen dürfte sich recht schnell die Frage

¹⁷ Man vergleiche Belting 1991. Aus altgermanistischer Perspektive vielleicht hilfreich ist Quast 2005.

¹⁸ Hohendahl 1985, S. 12.

¹⁹ Es scheint, als wäre die Altgermanistik in eine Phase eingetreten, in der die Forschung zu althochdeutschen Texten aufzuarbeiten ist. Man vergleiche etwa Herweg 2002 sowie Kössinger 2009 und außerdem Beck 2014.

stellen, wie denn ein wissenschaftliches Feld beherrschbar sein soll, wenn alle Texte (und Textualität überhaupt) zum Thema werden.²⁰ Diese Frage sollte man ernst nehmen; wie und ob sie zu „lösen“ ist (was auch immer mit „lösen“ genau gemeint sei), wird man sehen. Abschrecken lassen sollte man sich von dieser Frage jedoch nicht.

3. Vom Umgang mit der textförmigen Überlieferung

Mit den Stichworten „Materialität“ und „Präsenz“ akzentuiert der Heidelberger Sonderforschungsbereich 933 („Materiale Textkulturen“), dem ich angehören darf, zwei zentrale Frageperspektiven auf die Schriftlichkeit vor dem „Typographieum“²¹, vor dem Druck mit beweglichen Lettern und all den Akteuren, Maschinen, Techniken, Praktiken und Diskursen, die damit zusammenhängen – wobei der Aspekt der „Materialität“ außerdem in das Feld der zurzeit florierenden „Material Culture Studies“²² hineinspielt. Der Umgang der Mittelaltergermanistik mit ihrem „Material“ und dessen „Materialität“²³ ist von grundlegenden Entscheidungen der frühen Germanisten geprägt; Entscheidungen, die aus ihrer Zeit heraus durchaus verständlich gemacht werden können, die aber Folgen zeitigten, und diese Folgen beschäftigen die Disziplin bis heute – was etwa die sogenannte „Lachmann'sche Methode“ anbelangt oder die Nichtberücksichtigung von Bildprogrammen mittelalterlicher Handschriften und früher Drucke. Auch hinsichtlich der Formen und Praktiken der Zugänglichkeit, Verfügbarkeit und Verbreitung

20 Diese Frage nach den Möglichkeiten des Umgangs mit dem gesamten textuellen Feld stellt sich auch J. Wolf 2008. Man vergleiche auch Neddermeyer 1998. Außerdem (mit klarer Problembeschreibung) Cramer 1993, S. 96: „Der Anspruch auf ‚gesamthafte‘ Berücksichtigung des Schrifttums brähe auch selbst für das Mittelalter alsbald in sich zusammen, wenn man ihn ernst nähme: konsequent angewendet, bedeutete er, daß die Urkunden-, Akten- und Briefbestände jedes Archivs und jeder Bibliothek aufgearbeitet und berücksichtigt werden müßten. Das Resultat wäre eine absurde und unbrauchbare Materialanhäufung.“ Eventuell kann die Forschung des von 1986 bis 1999 an der Universität Münster beheimateten SFB 231 („Träger, Felder, Formen pragmatischer Schriftlichkeit im Mittelalter“) Modelle zum Umgang mit dem Problem der Ausweitung des Gegenstandsbereichs zur Verfügung stellen.

21 Zum Begriff siehe Giesecke 1991.

22 Ich beschränke meine bibliografischen Hinweise auf drei neuere Handbücher und wenige Ergänzungen: Tilley u. a. 2006; Hicks und Beaudry 2010; Samida, Eggert und Hahn 2014. Grundlegend aus Sicht des Sonderforschungsbereichs 933 ist T. Meier, Ott und Sauer 2015. Zur „Dingtheorie“ siehe Brown 2001. Aus literaturwissenschaftlicher Perspektive bahnbrechend war Gumbrecht und K. Pfeiffer 1988.

23 Man vergleiche etwa den wichtigen editionsphilologischen Band von Schubert 2010 – sowie den zugehörigen editio-Band von Nutt-Kofoth, Plachta und Woesler 2008.

von Geschriebenem in der Volkssprache hat die Mittelaltergermanistik recht lange gebraucht, um Kategorien und Modelle zu entwickeln, die sich von dem seit dem 18. Jahrhundert eingeübten Literaturdispositiv hinreichend unterscheiden, um eine Textualität vor dem Zeitalter der Literatur adäquater zu beschreiben.²⁴ Hier (und nicht nur hier) hat die Germanistik etwa von der Ethnologie gelernt, die immer schon davon ausging, es mit fremden und fremdartigen Kulturen zu tun zu haben.

4. Was ließe sich von den „Area Studies“ lernen?

Überhaupt darf von anderen Disziplinen gelernt werden, sei es von anderen Nationalphilologien, den Altertums- und Kulturwissenschaften sowie den sogenannten „Area Studies“, den „Regionalstudien“, zu denen die Germanistik in gewisser Weise gehört hat, noch bevor dieses disziplinäre Modell überhaupt erfunden wurde. Immerhin war die frühe Germanistik eben nicht eine Wissenschaft der deutschsprachigen Literatur, sondern ein kollektives Bemühen, aus philologischer, sprachwissenschaftlicher, rechts- und kunstgeschichtlicher Sicht ein deutsches Altertum zu ergründen und für weitere Forschung zugänglich zu machen. Die frühe Germanistik hat sich also, will man es mit modernen Begriffen beschreiben, aus interdisziplinärer Sicht mit (einem Zeitabschnitt) einer geografischen Region beschäftigt – und eben das tun „Area Studies“ wie die Sinologie, Japanologie, Indologie, Afrikanistik und so weiter. Erst seit die Germanistik als Literaturwissenschaft zu einer gegenstandsbezogenen Wissenschaft wurde, ist das Modell der „Area Studies“ – also die institutionalisierte, multidisziplinäre Auseinandersetzung mit einer Region – (vielleicht) wieder eine Alternative; und man kann dann fragen: Was können die „Area Studies“, was eine historische Textwissenschaft auch können sollte?

²⁴ Ich denke etwa an die Diskussionen rund um Oralität/Literarizität sowie die Überlegungen zu Schrift und Bild (siehe zum Beispiel H. Wenzel 1995 und auch Curschmann 1992); aus editionsphilologischer Sicht seien die sogenannte „Würzburger Schule“ sowie die „New Philology“ erwähnt. Nicht in ausreichendem Maße wahrgenommen wurde meines Erachtens Stock 1983. Aus Sicht dieses Habilitationsprojekts überaus spannend ist Küsters 2012. Mit der „Urkundlichkeit“ steht Küsters ein Begriff zur Verfügung, der unterschiedliche Diskurse, Praktiken, Akteure, Institutionen, Hermeneutiken, Texttraditionen und Materialien auf ungewöhnliche (weil Disziplinengrenzen überschreitende) Weise miteinander verknüpft.

5. Das Verhältnis von Text- und Kulturwissenschaft(en)

Mit den „Kulturwissenschaften“ ist ein wichtiges Stichwort gefallen, ist es doch deren Verdienst, die Literaturwissenschaften (und das meint in diesem Fall auch die Philologien) gründlich und produktiv verunsichert zu haben. Aus Sicht einer historischen Textwissenschaft stellt sich dabei auch durchaus die Frage, wie es die Kulturwissenschaften geschafft haben, ein normativ-ästhetisches Konzept von „Kultur“ ad acta zu legen; davon nämlich könnte man vielleicht lernen, wenn es darum geht, „die Literatur“ zu verabschieden. Wie sich eine historische Textwissenschaft zu den Kulturwissenschaften verhält, wird zu klären sein. Vielleicht darf man schon einmal vorsichtig den Verdacht äußern, dass eine historische Textwissenschaft ohne Kulturwissenschaften nicht denkbar ist und dass das Verhältnis wohl in einer produktiven und chaotischen Verknüpfung zu bestehen hätte – für die sogenannten Kulturwissenschaften ist dies ohnehin nichts Neues.

6. Über die Begriffe (neu) nachdenken

Zu diskutieren ist auch über grundlegende Begriffe und die damit verbundenen terminologischen Entscheidungen und Folgen, gerade bei den Begriffen, die in der Germanistik hegemonial geworden sind und deren Kritik eine Grundlage bieten könnte, um darüber nachzudenken, in welche Richtungen einen diese Begriffe geradezu unwillkürlich drängen. Ich denke etwa an das „Werk“, an „Gattung“, „Dichtung“, „Poesie“, „Denkmäler“ – aber auch an grundlegende Begriffe wie „Schrift“, „(Volks-)Sprache“, „Schriftlichkeit“, „Textualität“, „Skripturalität“, „Druckkultur“/„Handschriftenkultur“, „Buch“ und so weiter. Ich würde beispielsweise gerne verstehen, welche Rolle Gattungsdiskussionen disziplingeschichtlich gespielt haben. Und ich würde gerne erläutern, warum die Unterscheidung zwischen Minnesang und (Sang-)Spruchdichtung dazu geführt hat, dass man etwa über „politische Lyrik“ (und vor allem auch über das Politische der Lyrik) eigentlich nicht sprechen kann. Überhaupt würde ich gerne lernen, mich von einigen fest gefügten Differenzierungen zumindest probenhalber zu entfernen, um das textuelle Feld anders aufzuteilen, als dies üblicherweise geschieht.

7. Eine Textwissenschaft ist heute auch eine digitale Geisteswissenschaft

Schließlich und endlich sollten neuere Entwicklungen im Bereich der Digitalisierung und der Digital Humanities zumindest nicht außer Acht gelassen werden. Einer historischen Textwissenschaft stehen heute Instrumente zur

Verfügung, die noch vor wenigen Jahren entweder utopisch oder undenkbar waren. Abgesehen von den drastisch erhöhten Zugriffsmöglichkeiten auf Abbildungen von Handschriften und Drucken ermöglichen Volltextsuchen und Auswertungen großer Textkorpora neue Fragestellungen und generieren zuvor nicht realisierbare Antworten. Überhaupt könnte man argumentieren, dass in Zeiten solcher Möglichkeiten eine Literaturwissenschaft auf philologisch-hermeneutischer Basis nicht mehr als exklusives disziplinäres Standardmodell fungieren kann. Anders gesagt: Die Digital Humanities arbeiten textwissenschaftlich, nicht literaturwissenschaftlich. Es wird zu beobachten sein, was in den kommenden Jahren in diesem Bereich passiert.

Es gibt keine Literatur vor der Literatur; aber Texte gibt es, sogar viele. Nur ist halt zu klären, was wir damit anfangen, wenn wir einfach einmal so tun, als könnten wir jetzt, hier und heute, eine neue Disziplin entwerfen.

* * * * *

Nicht alles, was ich in meinem Exposé so vollmundig skizziert habe, findet sich auf den folgenden Seiten, aber der grundlegende Impuls des Fragens ist gleich geblieben und bei den mitunter tastenden Antworten dürften einige der ursprünglichen Überlegungen noch durchscheinen. Das Buch, so wie es geworden ist, besteht aus acht Kapiteln.

Im folgenden zweiten Kapitel befasse ich mich mit dem „Nibelungen-ABC“, insbesondere mit der synoptischen Nibelungenausgabe, die Michael S. Batts in einem schwer handhabbaren Format 1971 herausgegeben hat, aber auch mit weiteren synoptischen Ausgaben und schließlich mit der Frage, wie eine synoptische Lektüre der *Nibelungenlieder* funktionieren und aussehen könnte. Diskutiert werden dabei nicht nur zentrale disziplingeschichtliche Entwicklungen und die Beziehung zur sogenannten „Auslandsgermanistik“, sondern auch Aspekte der „New Philology“; und diskutiert werden – wenn auch nur oberflächlich – Möglichkeiten der noch jungen, digitalen Editionen. Für nicht unwichtig halte ich in diesem Zusammenhang auch die praxeologischen Probleme, die hinter dem Gebrauch kanonisierter Editionen lauern; denn wenn man erst einmal damit angefangen hat, sich auf eine Edition zu einigen, kommt man nur schwer wieder davon los. Das ist letztlich auch gar nicht schlimm, nur müssten wir uns daran gewöhnen, dass wir nicht Wolframs *Parzival* lesen, sondern Lachmanns *Parzival*.

Im dritten Kapitel geht es um den binären Gegensatz von Minnesang und (Sang-)Spruch(-dichtung). Ich versuche, die Geschichte dieses Binarismus zu rekonstruieren, und da mir der Gegensatz nicht so recht einleuchten will, mache ich anhand einer Lektüre eines Abschnitts des „Codex Manesse“ den Vorschlag, das

Politische der Lyrik zu rekonstruieren. Dies ist ein Vorschlag, der die Binarität von Minnesang und (Sang-)Spruch(-dichtung) auch dann noch unterläuft, wenn man unbedingt an diesem Binarismus festhalten will. Eingearbeitet in dieses Kapitel ist eine kleine Laudatio auf Friedrich Heinrich von der Hagen, den allzu oft unterschätzten „Konkurrenten“ der Gruppe um die Grimms und Lachmann. Einige der Ausgaben Friedrich Heinrich von der Hagens sind, wenn man sie aus heutiger Sicht betrachtet, weit anschlussfähiger für heutige Forschung als das, was sich auf lange Zeit weitgehend durchgesetzt hatte. Was in dieser Hinsicht freilich noch fehlt – und was auch dieses Buch nicht leistet –, ist eine Geschichte der Zeitschrift „Germania“ (1836–1892) als Ausgangspunkt einer Konträrgeschichte zu all dem, was hegemonial und also disziplinengeschichtswürdig geworden ist. Eine solche Konträrgeschichte würde ich gerne irgendwann einmal schreiben.

Das vierte Kapitel widmet sich Konzeptionalisierungen mittelalterlicher Schriftlichkeit, die in jüngerer Zeit in den Blick geraten sind, insbesondere „Inscriptlichkeit“ und „Urkundlichkeit“. Eher nebenbei geht es in diesem Kapitel auch um die Geschichte der „Datenhaltung“ (wie man heute sagt) als Forschungspraxis, also um den Weg vom Zettelkasten zum Forschungsdatenrepositorium. Im Mittelpunkt des Kapitels stehen eine Auseinandersetzung mit der Habilitationsschrift Urban Küsters' sowie Überlegungen zu dem Feld, das man „Material Culture Studies“ nennen kann; dem Feld also, in dem ich in den vergangenen Jahren zu tun hatte.

Im fünften Kapitel geht es um das Grenzgebiet zwischen Geschichtswissenschaft und Germanistik, am Beispiel der *Kreuzfahrt Landgraf Ludwigs des Frommen*, eines Texts, der weder so richtig zur Literaturwissenschaft noch so wirklich zur Geschichtswissenschaft gehört. Statt mich aber allzu sehr auf dieses Problem der Zugehörigkeit einzulassen, versuche ich, eine kleine (viel zu kurze) Verflechtungsgeschichte zu schreiben, um die *Kreuzfahrt* in ein Netz aus Erzählungen und Geschehnissen einzubetten, in das sie gehört. Dabei ist mir aufgefallen, dass ich viel zu wenig weiß über das Aufschreibesystem 1300; dieser Mangel ließ sich leider nur notdürftig und oberflächlich beheben. Auch schimmert an einigen Stellen des Kapitels die Sozialgeschichte noch zu stark durch: Es fällt mir nicht so ganz leicht, von den eingeübten Vorstellungen eines geschichtlichen Hintergrunds aus Haupt- und Staatsaktionen wegzukommen.

Das sechste Kapitel geht von den wohlbekannten organologischen Metaphern (Bäume, Wurzeln, Frühling, Herbst etc.) zu Netzwerken über und visualisiert anhand von Daten, die zuvor Texte waren, wie Textproduzenten durch gegenseitige Erwähnung für Prominenz sorgen. Dabei geht es nicht nur einmal mehr um eine Kritik an Binarismen, sondern auch um ein Nachdenken über den Umgang mit größeren Datenbeständen, die eben (man vergleiche das vierte Kapitel) entstehen, wenn man nicht mehr mit dem „Arbeitsspeicher“ Zettelkasten, sondern mit vernetzten Datenbanken arbeitet. Näher analysiert wird schließlich mit Hadlaub ein

Verfasser, dessen „Prominenzarbeit“ besonders erfolgreich war, hat er doch dafür gesorgt, dass die „Große Heidelberger Liederhandschrift“ auch einen Personenamen trägt. Ein genauerer Blick auf das Prominenznetzwerk, das in einem von Hadlaubs Liedern entworfen wird, zeigt allerdings, dass dahinter problematische Macht- und Geschlechterverhältnisse stehen. Deshalb greife ich schließlich zu einer feministisch geprägten Lektüre.

Im siebten Kapitel befasste ich mich mit der Fiktionalitätsdiskussion vor allem seit den 1960er-Jahren. Da ich davon ausgehe, dass diese Diskussion einen historischen Ort und sich mittlerweile erledigt hat, schlage ich vor, stattdessen über Erzählwelten nachzudenken. Das hätte – und hier greife ich insbesondere auf Arbeiten Peter Strohschneiders zurück – den großen Vorteil, dass wir nicht mehr so sehr über Einzeltexte und Einzelautoren sprechen müssten, sondern ernst nehmen könnten, was ja auch der Fall ist: Die Akteure des 12. und 13. Jahrhunderts, die an einer volkssprachlichen Textzirkulation beteiligt sind, rezipieren und produzieren erzählte Welten. Am Beispiel der Parzival-Erzählwelt versuche ich dies am Schluss des Kapitels in groben Zügen zu plausibilisieren.

Um die binäre Unterscheidung von „Literatur“ und „Text“ geht es im letzten, im achten Kapitel, in dem sich auch – unter Rückgriff auf Jacques Derrida und Michel Foucault – eine Kritik des Literaturbegriffs nebst einiger Überlegungen zum Terminus „Textwissenschaft“ findet. Dort denke ich außerdem über den gegenwärtigen Zustand der Germanistik nach, weil das dazugehört, wenn man formulieren will, was eine „Textwissenschaft“ sein könnte. Damit kommt das letzte Kapitel wieder auf einige Themen zurück, die in der Einleitung und verstreut auch in anderen Kapitel angesprochen wurden. Recht prominent sind dabei erneut – wie auch im vorherigen Kapitel – Überlegungen Peter Strohschneiders, der, wenn ich das richtig verstehe, über ähnliche Fragen nachdenkt wie ich und der auch den Begriff der Textwissenschaft verwendet (auch wenn er ihn anders versteht und konzipiert als ich).

Alle Kapitel lassen sich separat lesen und die Reihenfolge, in der ich die Kapitel angeordnet habe, ist lediglich ein Vorschlag. Redundanzen und Wiederholungen habe ich nach Möglichkeit vermieden, sodass sich aus den selbstständigen Kapiteln hoffentlich ein einigermaßen einheitliches Argumentationssystem ergibt, bei dem sich die Argumente und Ansätze gegenseitig plausibilisieren und stützen.

Zuletzt vielleicht noch ein Hinweis vorab, um Missverständnisse zu vermeiden. Ich plädiere nicht für die Abschaffung der Germanistik; auch nicht für die Abschaffung der Literaturwissenschaft. Mir geht es um eine kritische Standortbestimmung. Und es gilt dabei, was Judith Butler einmal formuliert hat: „Eine Voraussetzung in Frage zu stellen ist nicht das gleiche, wie sie abzuschaffen [...].“²⁵

²⁵ Butler 1997, S. 56.